

des „psycho-physiologischen Weges“ (Journal) bedeuten. — 63 Darstellungen Stigmatisierter seit dem beginnenden 10. Jahrhundert dienen der Phänomenologie der Stigmatisation, über 20 medizinische Autoren und etwa gleich viele Theologen vermitteln einen Durchblick durch die verschiedenen fachlichen Anschauungen. Der Vf. vertritt keine eigene These, es sei denn die allenthalben spürbare — und beherzigenswerte — Mahnung zur Vorsicht. Sie hat mit mangelnder Gläubigkeit nichts zu tun, kann dem Glauben aber viel Ärgernis ersparen.

3. „Unsere heutige Zeit spricht nicht mehr vom Tode.“ Demgegenüber möchten die Autoren aus ärztlicher und christlicher Verantwortung heraus eine wissenschaftliche und personale Begegnung mit dem Tode anbahnen. — „Der Tod gehört zu den Ordnungen dieser Welt... die Tatsache, daß der Mensch an Krankheiten stirbt, ändert an der Auffassung des Todes als eines physiologischen, in der Erbmasse, Rasse und Konstitution festgelegten normalen Ereignisses nichts.“ (Jores). — Das biologische Ende und die Reife der Persönlichkeit können am weitesten beim gewaltsamen Tode auseinanderklaffen. Beim Strafvollzug der Hinrichtung kommt als ganz Neues hinzu die wache Bewußtheit des Scheidens, die durch keine biologische Erschöpfung getrübt ist. (Poelchau) — Der von der Natur selbst vorbereitete Tod ist letztlich immer ein pathologisches Ereignis. Ein „reiner Alterstod“ konnte bisher nicht zwingend erwiesen werden. Die Lebenskurve des Organismus vollzieht sich in den Phasen der „biologischen Zeit“, die dem Quantitativen der physikalischen Zeit eine neue Dimension beigibt. (Grote) — Der personale Vollzug dieser organischen Gegebenheit prägt je nach der Weltanschauung die besondere „Stilistik“ des Todes. Selbstmörder, Heilige, Bürgerliche, formlose Moderne prägen den Tod ihrer Lebensform entsprechend. (Leibbrand) — Demnach sind die theoretischen Aussagen der einzelnen Weltanschauungen wie der Einzelwissenschaften insofern verschieden, als sie letztlich eben nur „Aspekte“ des Todes zeigen, in denen sich die Seele des Lebenden spiegelt. Für den Christen kann der Tod nichts anderes bedeuten als „die Vollendung des Todes, den der Mensch in der Taufe stirbt.“ (Gebaßel) — Die rechte Haltung zum Tode ist eine „we-

sentliche Haltung des christlichen Lebens.“ Der Christ muß sich „sein Vorsichhaben des Todes wachhalten, „sein Begreifen der Leiden dieser Zeit als Teilnahme an der nekrosis Jesu.“ (Rahner).

G. Trapp S. J.

Psychochirurgie. Intelligenz, Gefühlsleben und soziales Verhalten nach praefrontaler Lobotomie bei Geistesstörungen. Von W. Freeman und J. W. Watts. (394 S.) Stuttgart 1949, Wissenschaftl. Verlagsges. Geb. DM 38.—.

Mit dieser deutschen Übersetzung des amerikanischen Werkes hat A. v. Braunmühl auch jenseits des Kreises der unmittelbar fachlich Interessierten allen jenen einen großen Dienst erwiesen, die dem Problem der Psychochirurgie aus anthropologischen und ethischen Gründen wache Aufmerksamkeit schenken. Die in diesem Zusammenhange bestehende Problematik kreist um die von den Vfn. gestellte Frage, „ob ein Hirnanteil, der den vornehmsten Persönlichkeitsfunktionen vorsteht, geopfert werden soll“ (S. 252). Die Frage kann erschrecken, selbst wenn man klar im Bewußtsein behält, daß es sich um Kranke handelt, die gerade durch eine Fehlfunktion dieses Anteils behindert sind. Was damit gemeint ist, wird theoretisch nicht immer widerspruchsfrei erörtert, durch die Fülle des vorgelegten Materials jedoch einem mühsamen Studium verstehbar und durch ungemein vielseitige und äußerst gewissenhaft durchgeführte Testuntersuchungen erläutert.

Wesentlich scheint uns die Feststellung, die präfrontale Lobotomie verursache eine „spezifische Veränderung in den Gefühlsbeziehungen des Patienten zu sich selbst... indem sie die verstandesmäßigen von emotionalen Abläufen, soweit sie sich auf das Ich beziehen, trennt“ (S. 273). Demnach meint also „Schwäche des Ich“ (S. 352) nicht das fehlende Wissen um die eigene Person als vielmehr das Abbremsen einer emotionalen Überbewertung für dieselbe, die freilich mit einer größeren als normal erwünschten Distanzierung erkaufte werden muß. Auch aus anderem Zusammenhang (S. 354/5) geht das hervor und die „fundamentale Persönlichkeitsveränderung“ (S. 289) wird von den Vfn. selbst dahin bestimmt, daß die Persönlichkeit „durch die praefrontale Lobotomie nicht gewandelt wird, es sei denn in Richtung stärkerer Betonung“ (S. 369). Bei einem Ver-

gleich der positiven mit den negativen postoperativen Symptomen „fällt das Ergebnis zugunsten der praefrontalen Lobotomie aus... manche tragen neue Verantwortung und haben genügend Energie und Vorstellungskraft, um ihr Leben auszufüllen... sie können sich besser anpassen. Indem die praefrontale Lobotomie die Persönlichkeit verändert, scheint sie uns brauchbare Grundlagen für die Behandlung schwer beeinflussbarer Neurosen und Psychosen an die Hand zu geben“ (S. 343). Wie wir früher schon darlegten (Februarheft 1949 dieser Zeitschrift) handelt es sich um eine Verschiebung von der einen Seite auf die andere: die normale Mitte darf hier nicht das Maß der endgültigen Beurteilung sein, da es sich eben nach wie vor um Kranke handelt (S. 370). Daß aber die Veränderung auch und gerade von der Ganzheit der Persönlichkeit her gesehen sehr wohl zum Besseren sein kann, beweist die wiederholt eindrucksvoll belegte Fähigkeit Operierter, ihren jetzigen Zustand mit dem früheren wertend zu vergleichen (Seite 265, 268, 377 ff. Besonders aber Beob. 9, 24, 34, 42, 53). „Intellektuelle Rechenmaschinen“ — wie man wenig geschmackvoll kritisierte — werten nicht und können nicht reflektieren! Demgegenüber werden Fehlergebnisse und allgemein zu erwartende Mangelsymptome nach der Operation gleich eingehend berichtet (S. 251, 309, 341, 364; Beob. 46). Die Vf. geben sich keiner Utopie hin. Einzelne Fehlschläge können natürlich solange nicht der Methode als solcher zum Vorwurf gemacht werden, als ausreichend positive Ergebnisse vorgelegt werden. Wir würden uns freilich bei der Beurteilung solcher Versager doch mehr Scheu vor der Geistperson des Menschen wünschen (S. 10, 34, 251). Damit soll das sonst allenthalben gezeigte Ethos der Vf. nicht angetastet werden; wir sind uns durchaus dessen bewußt, daß viele Schwierigkeiten letztlich auf jene eine zurückgehen: wie können in der Medizin dem Fortschritt dienliche Erfahrungen gesammelt werden? — „Für den Eingriff wurden Patienten gewählt, deren Bild die Anstaltsbehandlung fast unvermeidlich erscheinen ließ und bei denen die Wahrscheinlichkeit eines völligen Zerfalls prognostisch groß war. Doch war das Krankheitsstadium noch so, daß eine Wiederherstellung der normalen Funktionen erhofft werden konnte“ (S. 289). Die prae-

frontale Lobotomie bleibt „für Patienten vorbehalten, die nur wenig Aussicht auf Genesung haben, weiter für solche, die praktisch der Verblödung oder dem Selbstmord überantwortet sind“ (S. 9). Es mag uns gestattet sein, Zweifel anzumelden, ob die Vf. dieser ihrer theoretischen Forderung bei allen vorgelegten Fällen treu geblieben sind (z. B. Beob. 39!) Zur Frage der Einschränkung der Indikation verweisen wir auf unsere grundsätzliche Stellungnahme in dieser Zeitschrift (a. a. O.).

G. Trapp S. J.

Musik

1. Selbstbiographien deutscher Musiker.

Von Willi Kahl, (349 S.) Köln, Staufener-Verlag, Kart. DM 8.50.

2. E. Th. A. Hoffmann als Musiker und Musikschriftsteller.

Von Dr. Paul Greeff. (261 S.) Ebda. Geb. DM 8.50.

3. **Felix Mendelssohn-Bartholdy.** Sein Leben in Briefen. Ausgewählt und eingeleitet von Reinhold Sietz. (273 S.) Ebda.

4. **Der Charakter der Tonarten.** Eine Untersuchung. Von Paul Mies. (228 S.) Ebda. Kart. DM 8.30.

5. **Musik und Altar.** Herausgegeben von Ferdinand Haberl und Adam Gottron. (90 bis 100 S.) Freiburg i. Br., 1947 ff. Christophorus-Verlag. Brosch. DM 1.50.

6. Die Musik in der Gottesbeziehung.

Zur theologischen Deutung der Musik. Von René H. Wallau. (139 S.) Gütersloh, C. Bertelmann. Geb. DM 4.80.

1. Nach einleitenden Bemerkungen über den unbedingten und bedingten Wert jeder Selbstbiographie werden neun biographische Selbstzeugnisse von bekannten und weniger bekannten Musikern des 18. Jahrhunderts geboten; über ihren Hauptzweck hinaus vermitteln sie noch viele wertvolle Aufschlüsse über die soziale Lage des Musikers jener Zeit, über Ausführungspraxis u. ä. Besonders dankenswert ist bei der schwierigen Lage des heutigen Verlags- und Büchereiwesens die fast durchwegs faksimilierte Wiedergabe der Biographie. Die knappen, aber guten Einführungen sowie die zahlreichen Anmerkungen dienen dem Verständnis des Haupttextes, ohne ihn zu überwuchern.

2. „Es scheint eines jener seltenen Paradoxa der Geistesgeschichte zu sein, daß der praktische Musiker Hoffmann viel weniger Schule gemacht hat als der Musikschriftsteller, Ästhetiker und Kritiker.